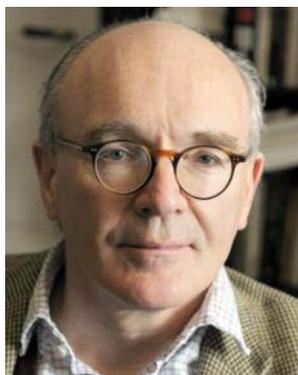


*Die historische und religiöse Kraft des Papsttums***FELS MIT ZUKUNFT**Von **MARTIN MOSEBACH**

I. War Petrus in Rom? Ist er in Rom am Kreuz gestorben oder anderswo im Bett? Erhebt sich der Petersdom mit Berninis gigantischem Bronzetafel über dem Grab des Petrus? Dies sind neue Fragen – erst ein Jahrhundert, das grundsätzlich jede Überlieferung in Frage stellt, hat sie formuliert. Zu den geistigen Besonderheiten der Aufklärung gehört eine gelegentliche Liebe zu Verschwörungstheorien: Karl den Großen und die drei ihm folgenden Jahrhunderte habe es nie gegeben, sie entstammten einer List des dokumentenfälschenden ottonischen Klerus; Shakespeare sei nicht Shakespeare, sondern Francis Bacon oder der Earl of Oxford; und eben der Tod Petri in Rom – Priestertrug, um dem Herrschaftsanspruch des Papsttums ein Fundament zu konstruieren.

Aber warum ist dann in allen Jahrhunderten, in denen der Primat des Bischofs von Rom als Nachfolger des Petrus erst keimhaft entwickelt war, die Tatsache des römischen Petrusgrabes niemals umstritten gewesen? Warum hat die byzantinische Orthodoxie, die in einem auch vor der Kirchenspaltung schon heftigen Machtkampf mit dem römischen Papst lag, niemals den Märtyrertod des Petrus in Rom und seinen Ehrenprimat unter den Patriarchen der Kirche in Zweifel gezogen?

Sektenkriege tobten in der jungen Kirche, jede Art von Häresie, die denkmöglich ist, wurde entwickelt und ausgetragen, so dass man tatsächlich sagen kann, es habe in der späteren Kirche bis auf den heutigen Tag nicht einen einzigen theologischen Streit gegeben, der nicht in diesen ersten Jahrhunderten wurzelt – nur, dass Petrus als Bischof von Rom unter Nero gekreuzigt wurde, stand für alle Christen der Antike fest, auch wenn es keinen Eintrag im römischen Einwohnermeldeamt gab und nicht das Aktenzeichen seiner Hinrichtung. Der galiläische Fischer, der in die Weltstadt kam, hinterließ Spuren vor allem in der Erinnerung der Menschen, die durch seine Predigt Christen wurden. Zur katholischen Kirche gehört ein Vertrauen in die Tradition. Für einen Katholiken ist es beinahe ein wenig peinlich, sich den szientistischen Ritualen der Gegenwart anzuschließen und auf die neueren und neusten Forschungen zu verweisen, die bestätigen, was er schon vorher wusste: dass Petrus die römische Kirche gegründet hat.

**MARTIN MOSEBACH**

ist einer der wichtigsten deutschen Erzähler, 2007 erhielt er den Georg-Büchner-Preis. Immer wieder hat er sich engagiert mit dem Katholizismus beschäftigt. Mosebach, 61, lebt in Frankfurt am Main.

„Zwei Dinge brauchte Gott, um Mensch zu werden: den Schoß der Jungfrau und die lateinische Sprache.“ Dieser Satz von Paul Claudel, so provokativ, wie das zu diesem Autor gehört, fasst zusammen, wie ein katholischer Blick die Weltgeschichte auffasst. Das Wort wurde „in der Fülle der Zeiten“ Fleisch, und zwar in einer Provinz des Römischen Reiches – so war dies übernatürliche Ereignis auf das Engste mit Rom verbunden. Dass die Kirche dauern sollte, dass der Glaube an Jesus Christus weitergegeben werden sollte, das erforderte notwendig eine Institution, und die Institution schlechthin war der sich unter den Kaisern zu einer Universalmonarchie entwickelnde römische Staat. Der theologische Streit, wie viel an Rechten und Machtvollkommenheiten des Papstes dem Papstamt wesentlich sind, wie viel später usurpiert wurde und der ursprünglichen Ausprägung des Papstamtes gar widersprach, ist vor dieser Grunddisposition eigentlich überflüssig.

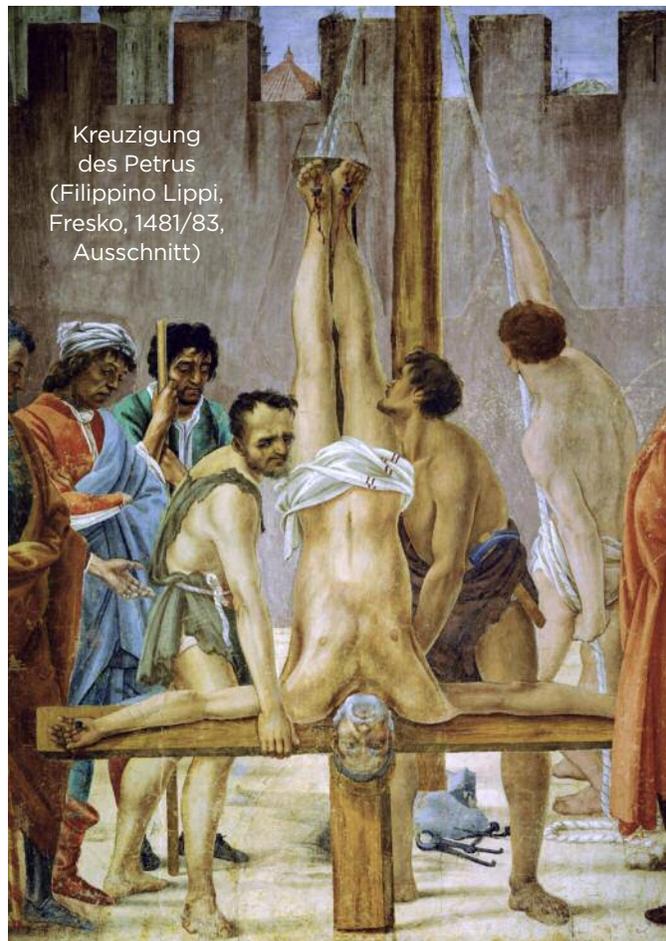
So wurde denn auch der Gipfel der Ausgestaltung des Papsttums, das 1870 auf dem Ersten Vatikanischen Konzil kurz vor Verlust des Kirchenstaates verkündete Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit in Fragen des Glaubens und der Sitten, nicht etwa zur absolutistischen Ermächtigung des Papstamtes,

wie es fälschlich gesehen wurde, sondern zu dessen Konstitution: zur expliziten Unterwerfung des Papstes unter die gesamte Tradition der Kirche. Unfehlbar ist nicht eine Person, sondern das große Corpus der 2000-jährigen Überlieferung in Schrift, Wort und Gebräuchen, dem der jeweilige Papst nur seinen Mund leiht.

Welche Zukunft hat das Papstamt? Wer wagt hier Prophet zu sein? Die Verheißung Jesu, dass den Fels „die Pforten der Hölle nicht überwältigen“ würden, sagt nichts darüber, dass die Kirche das Ende der Zeiten in Pracht und Fülle erreicht – seine übrigen Ausblicke in die Zukunft sagen das Gegenteil. Der Philosoph und Soziologe Arnold Gehlen meinte überzeugt sein zu dürfen: „Der christliche Äon ist zu Ende.“ Indizien dafür mag es in Europa geben, aber im nicht unbeträchtlichen Rest der Welt? Der Historiker Ferdinand Gregorovius bemerkte 1878 am Katafalk Pius' IX., der Papst liege da „wie ein gestürztes Idol“, der „letzte Vertreter des politischen Papsttums“, und dann kam Johannes Paul II. und

wurde zum politisch einflussreichsten Papst der Kirchengeschichte seit Innozenz III., der von 1198 bis 1216 regierte. Um zu realisieren, welches Zukunftspotential auch heute noch im Papsttum enthalten ist, stelle man sich nur vor, die Kardinäle wählten im nächsten Konklave einen Chinesen zum Papst, einen Mann, der 20 Jahre in einem chinesischen Konzentrationslager zugebracht hat, wie damals, als Kaiser Konstantin die verfolgten Bischöfe aus ihren Verstecken zog: Jeder Betrachter unserer Gegenwart mag sich die Folgen einer solchen Wahl selbst ausmalen – das Gesicht der Welt wäre ein anderes.

II. „Sacer“ werden die päpstlichen Institutionen in Rom benannt, „heilig“ in wörtlicher Übersetzung; ein päpstliches Ministerium etwa heißt „Sacra Congregatio“. Dieser Wortgebrauch ist aber von den römischen Kaisern übernommen, bei denen „sacer“ nichts anderes als „kaiserlich“ hieß, die Immunität und Unberührbarkeit des höchsten Staatsamtes wurde mit diesem Epitheton behauptet. Von solcher Unberührbarkeit waren die Päpste in den langen Jahrhunderten seit Petrus allerdings weit entfernt. Es gibt wenige Epochen, in denen das Papstamt nicht schärfsten Angriffen ausgesetzt war. In hierarchischer Entrücktheit erscheinen viele Päpste wie europäische Pendanten zu den priesterlichen chinesischen Kaisern – dies einprägsame Bild verdeckt wie ein Paravent die Kämpfe und bis zum Physischen reichenden Bedrohungen, denen das Papsttum im Lauf seiner Geschichte standzuhalten wusste. Die ersten Nachfolger Petri starben wie er selbst den Märtyrertod; unter den römischen Kaisern, die Christen waren, gab es Absetzungen und Verbannungen von Päpsten. Im frühen Mittelalter wurde die Leiche eines Papstes vom empörten Volk aus dem Sarg in den Tiber geworfen, der Leiche eines anderen wurde der Prozess gemacht, anschließend wurde sie geschändet. Päpste mussten fliehen, wurden vertrieben, versteckten sich. Bonifatius VIII. wurde von Gesandten des französischen Königs geohrfeigt, das Papsttum wurde in Avignon unter französische Kuratel gestellt. Gegenpäpste wurden gewählt, ein Papst wurde vom Konzil von Konstanz abgesetzt. Beim Sacco di Roma 1527 musste der Papst von den Zinnen der Engelsburg zusehen, wie das Heer des Kaisers Rom in der größten Plünderung aller Zeiten verwüstete. Christliche Fürsten sagten sich vom Papsttum los – keineswegs nur protestantische. Pius VI. und Pius VII. wurden aus Rom verschleppt und in französischer Isolationshaft gehalten. Der Kirchenstaat, der älteste Staat Europas, wurde erobert und



Kreuzigung
des Petrus
(Filippino Lippi,
Fresko, 1481/83,
Ausschnitt)

aufgelöst. Und im 20. Jahrhundert stand ein Panzer mit auf den Petersdom ausgerichteter Kanone vor dem Vatikan, während deutsche Stellen darüber berieten, ob man den Papst nicht besser entführen solle. Noch Paul VI. und Johannes Paul II. waren Opfer von lebensbedrohenden Attentaten.

Noch gefährlicher waren womöglich die vielen Päpste, die ihrem hohen Amt nicht gewachsen waren: die schlechten Priester und schwachen Regenten, die habstüchtigen Machtpolitiker, die Gefangenen ihrer Familieninteressen, die Bornierten und die für die Notwendigkeiten des jeweiligen historischen Augenblicks Blinden. Wie konnte eine so vielfältig angegriffene Institution 2000 Jahre mit mehreren dramatischen Epochenbrüchen überleben, deren Haupt so oft in schweren Krisen versagte?

Ein Atheist würde hier vielleicht eine uralte weltumspannende Verschwörung zur Unterdrückung der Völker am

Werke sehen. Ein Soziologe würde möglicherweise auf die Kraft der Institution verweisen, die mehr ist als die Summe ihrer Mitglieder und die kraftvoller ist als ihre einzelnen Repräsentanten. Ein traditioneller Protestant könnte sich an Luthers Verfluchung der päpstlichen Hure Babylon erinnern, die erst beim Jüngsten Gericht besiegt wird. Ein zynischer Agnostiker mag sich auf die Unbelehrbarkeit des dummen Volkes berufen, das sich gegen alle Vernunft zäh an väterliche Autoritäten klammert. Ein Katholik freilich müsste darauf verweisen, dass der Papst gar nicht das Haupt der Kirche ist, sondern nur dessen Stellvertreter und im Letzten für Erfolg und Glück der Kirche in der Geschichte nicht verantwortlich.

III. Auch Feinde des Papsttums müssten die Konstruktion dieses Amtes bewundern, die es in der Person des Petrus von Anbeginn einzigartig gegen Krisen gesichert hat. Als Nachfolger und Vertreter Christi, als Fels, auf dem die Kirche erbaut werden soll, vermag auch der Fähigste nur zu scheitern. Für das Amt, „seine Brüder im Glauben zu stärken“, wählte Christus aber gerade denjenigen unter seinen Jüngern, der zwar stets Temperament und Leidenschaft bewiesen hatte, der aber versagt hatte, als es darauf angekommen war, sich zu seinem Meister zu bekennen. „Da fing er an zu fluchen und zu schwören“ – der Evangelist, der den Glaubensverrat des Petrus am Feuer im Hof des Hohenpriesters schildert, lässt an der Schwere dieser Treulosigkeit keinen Zweifel. Was Christus mit der Wahl des Petrus zeigt: Das Stellvertreteramt bedingt keine besonderen Geistesgaben und keine Talente, es fordert keine Charakterfestigkeit und kei-

ne erprobte Vollkommenheit – jeder Mann ist für dies Amt gleich geeignet und gleich ungeeignet. Christus wurde Mensch, und deshalb ist jeder Mensch gleichermaßen imstande, Christus darzustellen. Kein Papst kann Christus mehr verraten als Petrus am Feuer des Hohepriesters, kein Papst kann Christus mehr nachfolgen als Petrus, als er sich für Christus kreuzigen ließ. In der Wahl des Petrus wurde das für die Kirche entscheidende Prinzip der Trennung von Amt und Person begründet – die Möglichkeit, den inkarnierten, segenspendenden Christus auch in unwürdigen Menschen zu vergegenwärtigen. In der Wahl des Petrus verwirklichte sich weiterhin die katholische Anthropologie, den Menschen als schwach und sündhaft zu begreifen, ihn aber zugleich und dennoch zur höchsten Vollkommenheit berufen zu sehen. Die Wahl des Petrus etablierte eine grundsätzliche Unabhängigkeit der Kirche von ihrem irdischen politischen Erfolg, sie garantierte eine Enttäuschungsresistenz gegenüber dem Maßstab der historischen Wirksamkeit. Das in der Person Petri begründete Amt war für die Welt-herrschaft und den Untergrund gleichermaßen disponiert. „Alles fließt, lehrt Heraklit / der Felsen Petri, der fließt mit“, reimte Carl Schmitt, um sich über das Aggiornamento, die Anpassung an die moderne Welt nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, zu mokieren; aber dieser Felsen ist in allen Jahrhunderten zugleich fest und flüssig gewesen und hat sich den unterschiedlichsten politischen Verhältnissen anpassen können: Der Papst war in der Antike ein römischer Staatsbeamter und im Mittelalter ein germanischer Feudalherr, er war barocker Souverän und antirevolutionäre Partei in den Bürgerkriegen des 19. Jahrhunderts, und er wurde im 20. Jahrhundert, nachdem ihn der Verlust des Kirchenstaates von den Fesseln italienischer Nationalpolitik befreit hatte, das Haupt einer global agierenden Non Governmental Organization. Ein Ende solcher Transformationen ist umso weniger abzusehen, als die großen Ideen der Neuzeit, die dem Papsttum gefährlich geworden waren, sämtlich in sich zusammengesunken sind – sollte die katholische Kirche wirklich über das Geheimnis einer Unüberwindlichkeit ihrer Regierungsform verfügen?

IV. Dass Kaiser Konstantin der Große in Rom nicht nur drei mächtige Basiliken – die Lateranbasilika als römische Bischofskirche sowie Sankt Peter und Sankt Paul über den Gräbern der Apostelfürsten – gebaut habe, dass er dem Papst Silvester nicht nur den Kaiserpalast auf dem Lateran übergeben, sondern dass er ihm darüber hinaus noch das Land um Rom als Kirchenstaat geschenkt habe, diese „Konstantinische Schenkung“ ist schon im Mittelalter als naive Fälschung entlarvt worden; man könnte aber ebenso gut von einem Märchen mit wahren Kern sprechen, wie ihn die Märchen zu haben pflegen. Konstantin gründete seine neue Hauptstadt Konstantinopel und schuf dort einen neuen Senat, während der Papst im einstigen Kaiserpalast zurückblieb und eben nicht zum Hofkaplan des allmächtigen Kaisers wurde. Indem Konstantin Papst Silvester in Rom ließ, schenkte er ihm gleichsam Rom, so könnte man bildlich sehr wohl sagen, denn von diesem Augenblick an nahm die Freiheit der Päpste und ihre Inbesitznahme von Rom ihren Ausgang, wie lange die Stadt auch noch formal unter kaiserlicher Herrschaft blieb. Aber erst die Franken schufen ein eigenes Königreich für den Papst, weil nach germanischem Lehensrecht Grundeigentum immer mit Herrschaft verbunden war. Nun hatte der Stellvertreter dessen, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ein Reich in dieser Welt.

Unkritisiert blieb die weltliche Herrschaft der Päpste zu keiner Zeit. Dass die Kirche arm sein solle, dass der Vikar des Gekreuzigten ohnmächtig in der Welt zu sein habe, verkündeten die Juristen des Kaisers, die den Papst dem Kaiser unterwerfen wollten, aber auch die vielen Armutsbewegungen des Mittelalters; auch die größte Stimme der christlichen Kultur des Mittelalters, Dante Alighieri, forderte ein besitzloses Papsttum. Aber gerade zu seinen Lebzeiten – die Päpste waren in die Hand des französischen Königs geraten und hatten sich seinen Befehlen zu fügen – stellte sich der geistliche Nutzen einer päpstlichen Eigenstaatlichkeit besonders deutlich dar. Dass die katholische Kirche, die über alle Länder der Erde verbreitet ist, ein Territorium braucht, auf dem der Papst keines Herrschers Untertan und keiner Republik Bürger ist, unmittelbarem Zugriff der Mächtigen so weit entzogen, wie das auf Erden möglich ist – das Graduelle ist der Maßstab der Politik, nicht die Ideallösung –, das wurde spätestens in Avignon evident. Die Katholiken haben seitdem zwei Vaterländer: ihr eigenes und den – im 20. Jahrhundert auf die genau richtige Größe



geschrumpften – römischen Kirchenstaat. Ultramontan oder ultramarin, jenseits von Bergen und Meeren, beim Papst ist ein Teil ihrer Loyalität gebunden – die misstrauische antikatholische Propaganda auch des 20. Jahrhunderts behauptete, es sei der gewichtigere Teil. Aber diese Aufspaltung der Loyalität war eine der wichtigsten Voraussetzungen der europäischen Freiheit. Der Kampf der Monarchen und der Päpste um den Gehorsam und auch das Geld ihrer Untertanen hatte gewiss nicht die Freiheit zum Ziel, aber eben zum Ergebnis. Dass der Papst an die Gewissen der Christen appellierte und sie den Landesherren streitig machte, verhinderte das Entstehen einer Societas perfecta, einer sich selbst genügenden, in sich selbst verschlossenen Gesellschaft, die man im 20. Jahrhundert den totalen Staat nennt. Die lückenlose Abhängigkeit der Kirche von einem selbst wohlwollenden Staat ist bedenklich genug, aber dem 20. Jahrhundert erst war es vorbehalten, den verbrecherischen Staat hervorzubringen. Auch jene griechischen, bulgarischen, serbischen und russischen Orthodoxen, die sich den päpstlichen Primat nur als

Ehrenprimat ohne Durchgriffsmöglichkeit in die nationalen Kirchen vorstellen wollen, räumen inzwischen ein, dass die Exterritorialität des obersten Bischofs die Kirche vor den unheilvollsten Verwicklungen mit einem schlechten Regime bewahren kann. Gerade auch das Pontifikat Johannes Pauls II., der aus dem Machtbereich der Sowjetunion zur Cathedra Petri erhoben wurde, hat es noch einmal glänzend bestätigt: Wenn es die Konstantinische Schenkung auch nicht gab, dann war es mehr als klug, es war weise, sie zu erfinden.

V• Eines der erstaunlichsten Schauspiele der Weltgeschichte: die Verwandlung einer Weltmonarchie in eine Weltkirche. Jesus Christus war als Sohn der nationalsten aller Nationen und zugleich als Untertan eines Universalität beanspruchenden Reiches geboren. Die Kaiser, unter deren Herrschaft er geboren und gekreuzigt wurde, werden im Neuen Testament genannt. Von einem römischen Soldaten sagte er: „Einen Glauben wie den dieses Mannes habe ich in Israel nicht gefunden.“ Ziel der großen Missions-

reisen von Petrus und Paulus war Rom. Aber dann verfinsterte sich das Bild Roms in der jungen Christenheit. Die Stadt und das in ihr verkörperte Reich wird zum Inbegriff des Bösen, zum Babylon der Geheimen Offenbarung des Johannes, die Herrschaft Roms wird zum Inbegriff des Unrechts, zum Triumph des „Tiers“, der dem Weltuntergang vorausgeht.

Nun sind die Jahrhunderte, die der konstantinischen Wende vorausgehen, keineswegs ununterbrochen von Christenverfolgungen bestimmt gewesen, zwischen Nero und Diokletian gab es immer auch längere Perioden einer friedlichen Kohabitation, in denen die Kirche sich ausbreiten und ihre bischöfliche Struktur entwickeln und festigen konnte. Dann kam der unerhör-

te und unvorhersehbare historische Augenblick, in dem Kaiser Konstantin die christlichen Bischöfe, von denen viele noch die Narben und Verstümmelungen der diokletianischen Folter trugen, in den Rang von Präfekten des Reiches erhob. Und von da an wuchs die Kirche allmählich in die Institutionen des Römischen Reiches hinein, bis sie sie vollständig ausfüllte und gleichsam absorbiert hatte.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat man sich daran gewöhnt, vom Untergang des Römischen Reiches zu sprechen, das bis dahin von Staatsrechtlern übrigens als durchaus nicht untergegangen, sondern als fortbestehend angesehen wurde. Aber auch wenn man aus heutiger Sicht die staatlichen und nationalen Formen der europäischen Völker nach der Völkerwanderung nicht einfach als Weiterführung des Römischen Reiches ansehen will, so ist sein Fortbestand in Gestalt der römischen Kirche doch offensichtlich. Goethe hat in den „Zahmen Xenien“ eine Formel von einzigartiger Präzision für dieses Phänomen gefunden. In einem kleinen Dialog zwischen Jesus und Rom lässt er Jesus die Frage stellen: „Und unser

Pakt, er gilt für alle Zeit?“ und Rom antwortet: „Jetzt heiß ich Rom, dann heiß ich Menschlichkeit.“ Aus einer universellen Zivilisationsidee war ein religiöses Humanitätsideal geworden.

Als die Päpste Stück für Stück Insignien und Formen des römischen Kaisertums übernahmen, war eine ästhetische und politische Sprache gefunden, um die Wahrheit des verherrlichten Christus, des Königs, Anschauung werden zu lassen. Es sah immer mehr so aus, als sei das antike kaiserliche Rom mit seiner aus republikanischen und monarchischen Elementen gemischten Verfassung nur eine Vorbereitung für die Kirche gewesen. Die Ehrfurchtsformen, die für die Kaiser entwickelt worden waren, galten nun Jesus Christus und waren damit erst eigentlich sinnvoll und gerechtfertigt. Was den Zeitgenossen Jesu nur in den wenigen Augenblicken der Erklärung und der Erscheinungen des Auferstandenen ahbar geworden war, die Herrlichkeit seiner wahren Natur und die Gegenwart des Gottesreichs, davon wollte der kaiserliche Glanz der Päpste den Gläubigen einen Begriff geben.

Tatsächlich bewahrt die römische Kirche die wesentlichen Institutionen des römischen Kaisertums. Der Papst ist an die Stelle des Kaisers getreten und hat dessen priesterlichen Titel „Pontifex maximus“ angenommen. Er trägt die roten Schuhe der Kaiser – sie stammen von den Opferkönigen der römischen Republik –, er wird wie Diokletian bei den liturgischen Prozessionen von Kerzenträgern und Weihrauch begleitet, er ist von Senatoren, den Kardinälen, umgeben, die den senatorischen Purpur tragen, und er stellt sich auf dem Rund des Petersplatzes der Akklamation der Volksversammlung.

Bei genauerem Hinsehen lassen sich zahllose solcher Kontinuitäten feststellen. Sie haben immer auch Kritik hervorgeufen. Die Verschmelzung der Liebesbotschaft Jesu mit dem Machtapparat Roms, der Stiftung eines Priesterkönigtums, das den Gekreuzigten repräsentieren sollte, ist immer wieder geradezu als Verkehrung des Christentums in sein Gegenteil empfunden worden. Dennoch hat die katholische Kirche daran festgehalten, und sie durfte es aus guten Gründen.

Widersprüchlichkeit ist für ein philosophisches System tödlich, für die Kirche hingegen der Rhythmus ihres Denkens; man könnte geradezu sagen, dass das Denken in Paradoxen das Geheimnis ihrer Vitalität ist. Im Streit um die Natur Christi widerstand sie den eindeutigen, logisch akzeptablen Entwürfen der Arianer, die Christus als Geschöpf Gottes verstanden, und der Monophysiten, die ihn ausschließlich als göttliches Wesen sehen wollten, indem sie die unauflösbare Formel „Christus ist ganz Mensch und ganz Gott“ prägte. Die Fleischwerdung Gottes schuf die sichtbare Kirche – der menschgewordene Gott wollte sich durch Menschen darstellen lassen. Durch die Menschwerdung hat Gott die Würde der Menschen erneuert, die Welt und ihre Materie ist wieder zur Vergöttlichung befähigt, aber die Menschen hören nicht auf, diesen Zustand wieder zu beschädigen, die Welt verharrt in einem Schwebezustand aus fortwährendem Sündigen und fortwährender Vergebung.

Menschliche Ikone dieses Zustandes ist der Papst, der Herrscher über das Reich des Noch-Nicht. Die erbsündliche Welt braucht die Ordnung und die Vergebung – für beides steht er. Er ist Staat, um die Authentizität des Christus-Ereignisses über die Jahrtausende vor der Willkür der Subjektivität zu sichern, und er ist Priester, um die Sündenvergebung seines Meisters Gegenwart werden zu lassen.



Die Schuhe Benedikts XVI. bei einer Generalaudienz, 2008